

Offene Arbeit, Bindung und Beziehung

Oder: *Die Chancen der freien Wahl*

Gerlinde Lill – Vortrag in Dresden am 8. März 2016

Herzlich willkommen zu diesem Fachtag, der zum fröhlichen Streiten einlädt – darüber, was Kinder „brauchen“, was wir ihnen bieten und über Offene Arbeit.

Die heutige Themenkombination ist selbstverständlich kein Zufall. Sie greift verbreitete Bedenken gegenüber Offener Arbeit auf, die unter anderem in der Vermutung gründen, es fehle an Nähe und verlässlichen Beziehungen. Bindungen könnten so nicht entstehen, was vor allem für junge Kinder fatal sei. Eltern behinderter Kindern wird abgeraten, ihr Kind in eine „offene“ Kita zu geben.

Wie Sie sich denken können, sehe ich das anders: Offene Arbeit ist für alle Kinder gut. **Falls nicht, ist es keine gute Offene Arbeit** und sie verdient den Namen nicht. Denn der Kern der offenen Sache ist, das **Wohlbefinden jedes Kindes** im Blick zu haben und alles pädagogische Handeln daran zu orientieren. So viel vorab.

Wir möchten Ihnen heute Einblicke in Offene Arbeit geben, wie wir sie verstehen. „Wir“, das sind das Netzwerk Offene Arbeit Berlin-Brandenburg, das vor 15 Jahren gegründet wurde, und das NOA Sachsen, das es seit ein paar Jahren gibt und das sich den Namen *WegeMut* gegeben hat. Beide Arbeitskreise sind hier vertreten und laden Sie in ihre Workshops ein. Weitere Praktikerinnen stehen für Erfahrungsaustausch zur Verfügung. Dem Motto der Offenen Arbeit entsprechend: **Praxis lernt von Praxis**.

Doch zuerst kommt mein Vortrag, den ich in Thesenform aufgebaut habe. Auf diese Weise möchte ich „Futter“ für die Diskussion liefern und gleichzeitig deutlich machen: ich erhebe keinen Anspruch auf „so ist es richtig.“ Es sind *meine aktuellen Gedanken* zum Verhältnis von Bindung, Beziehung und Offener Arbeit.

Starten werde ich mit einer kleinen „Aufklärungskampagne“ über Ursprung und Geschichte der Offenen Arbeit. Denn viele Vorurteile und Widerstände haben mit Irrtümern über Namen und Konzept zu tun, die ich gern ausräumen möchte.

Offene Arbeit – ein Konzept mit sieben Siegeln?

Um Offene Arbeit ranken sich merkwürdige Vorstellungen, die mit dem Wort „offen“ zusammenhängen. Was ist gemeint? Offene Türen? Offen für alles? Verbreitet sind Bezeichnungen wie „halboffen“ oder „teiloffen“. Fast entschuldigend („Wir arbeiten noch nicht *ganz* offen...“) wird berichtet: Eine Etage wurde „geöffnet“. Frage: *Was wäre denn „ganz offen“?* „Wenn die Kinder durchs *ganze* Haus rennen könnten.“ Und *„teiloffen“?* „Wenn teilweise gruppenübergreifenden Aktionen stattfinden.“

So simpel ist es also: Halbes Haus – ganzes Haus, teilweise – immer. Immerhin, in beiden Fällen erhalten Kinder mehr Entscheidungsfreiräume als vorher, gerade so viel, wie sich die verantwortlichen Erwachsenen zutrauen. Das ist völlig in Ordnung. Vorausgesetzt, die **Richtung** ist klar– und der **Sinn** des Ganzen. Vorausgesetzt auch, sie machen sich freiwillig auf diesen Weg.

Die sichtbaren und die unsichtbaren Seiten der Offenen Arbeit

Gerade dieser Sinn verschwindet häufig hinter äußeren Merkmalen, auf die Offene Arbeit gern reduziert wird: Raumkonzepte, Bezugssysteme, Planungsmodelle. Auch darum war einer der ersten Erkenntnisschritte im NOA, die sichtbaren und die unsichtbaren Seiten auseinanderzulegen und in ihren wechselseitigen Bezügen zu entschlüsseln. Seither bemühen wir uns, das Unsichtbare sichtbar zu machen.

„Halboffen“ lässt sich auf sichtbare Strukturveränderungen anwenden, nicht jedoch auf eine der zentralen unsichtbaren Dimensionen: **Ins Offene denken**, was bedeutet: für möglich halten, was man noch nicht kennt, Gewohntes in Frage stellen, Neues erfinden und erproben. Das muss man wollen, dazu muss man Lust haben.

Wird Offene Arbeit angeordnet, passiert das Gegenteil: Kolleginnen machen „dicht“. **Offene Arbeit bedeutet Freiwilligkeit – bei Kindern und Erwachsenen.**

„Offen“ = offen für alle Kinder

Das Konzept stammt aus den 70er Jahren der alten Bundesrepublik, einer Zeit, in der vieles in Frage gestellt wurde, das aus der Nazizeit stammte und als „normal“ galt, wie die Aussonderung behinderter Kinder. Es entstand eine **Integrationsbewegung**. Was damals eine überschaubare Anzahl von Kitas und Schulen erprobte, wird heute als **Inklusion** offiziell propagiert: **Niemand wird ausgegrenzt, alle gehören dazu.** Der Inklusionsgedanke geht weit über die Arbeit mit Kindern hinaus. Er fragt danach, wie wir mit Menschen umgehen, die „anders“ sind. Er wirft Beziehungsfragen auf: **Wie wollen wir unser Zusammenleben gestalten? Und: Wer bestimmt das „Wir“?** Diese Fragen sind, wie wir wissen, heute aktueller denn je.

„Offen“ = offen für Unterschiede

Je unterschiedlicher die Kinder, umso weniger greift das alte Muster „alle über einen Kamm“: Alle machen zur gleichen Zeit das Gleiche, alle sollen das Gleiche können. **Der Blick wird differenzierter.** Statt einer „Normgröße“ stehen die Besonderheiten und Bedürfnisse der einzelnen Kinder im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Daran richtet sich das Handeln der Pädagogen aus: **Die Arbeitsweise wird differenzierter.** Der erste Versuch, die „Eckenpädagogik“, bleibt noch im alten Gruppensystem, stößt an ihre Grenzen und weist darüber hinaus. Einige Teams denken „ins Offene“:

„Offen“ = durchlässige Grenzen

Wenn wir die Gruppengrenzen überwinden und die Ressourcen gemeinsam nutzen, gewinnen wir neue Spielräume: So vermeidet (zum Beispiel) die Trennung von Ruhezeiten und Bewegungsbereichen gegenseitige Störungen, Kinder können ihrem Ruhebedürfnis oder Bewegungsdrang folgen, wann sie „dran“ sind, statt nach Plan – was wiederum das Konfliktpotenzial verringert.

Durchlässige Grenzen bedeuten übrigens nicht „offen“ im Sinne von offenen Türen... Im Gegenteil: Die Qualität Offener Arbeit erweist sich in Türen, die man hinter sich schließen kann. Die Kinder können sich zurückziehen (mit oder ohne Erwachsene) und sich in das vertiefen, was ihnen wichtig ist. So entsteht entspannte Atmosphäre.

„Offen“ = offen für Zusammenarbeit

Die Unterschiedlichkeit auch der Erwachsenen erweist sich als Schatz, der allen Kindern zugänglich gemacht wird. Kinder haben die Wahl.

Die Freiwilligkeit der Beziehungen wird zu einem Kernpunkt Offener Arbeit.

Das Zauberwort heißt „gemeinsam“: Gemeinsam die Ressourcen sichten und Ideen spinnen, gemeinsam planen, organisieren, reflektieren und ändern. Und vor allem: **Gemeinsam die Verantwortung für alle Kinder übernehmen.**

Das gefällt nicht allen Kolleginnen. Streit ist vorprogrammiert, Klärungen sind nötig, manchmal Trennungen. Auch in dieser Hinsicht werden die Grenzen durchlässig.

Dies sind (in einem großen Bogen) die ersten Entwicklungsschritte. Der Name „Offene Arbeit“ verband das gemeinsame Anliegen von Kita und Schule: Offen für alle Kinder – und wollte zudem verschiedene andere Bezeichnungen verbinden, wie zum Beispiel „Offene Pädagogik“ in der Kita und „Offener Unterricht“ in der Schule.

Thesen zur Diskussion

These 1:

Offene Arbeit verändert die Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern.

Das Verhältnis von Kindern und Erwachsenen ist ein Machtverhältnis. Das ändert sich nicht. Wenn Sie Kindern Selbstbestimmung zugestehen und sie an der Gestaltung des Kita-Lebens beteiligen, beweist das erneut: Sie sind die Bestimmer.

Was sich ändert, ist die Bereitschaft der Erwachsenen, ihre Macht zu teilen.

Das hängt mit dem Ziel der Offenen Arbeit zusammen: **Demokratie** (er)leben.

Es geht um den Abbau von Hierarchien, darum, Willkür auszuschalten. Kinder sollen erleben, dass sie in ihren Wünschen gesehen und gehört werden, dass sie keine Angst haben müssen, ihren Eigensinn zu entfalten. Dahinter steckt die Überzeugung, dass Demokratie nur funktioniert, wenn sie sich auf Menschen stützen kann, die wissen, was sie wollen, die sich trauen, dafür einzutreten und die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen. Das kann man niemandem „beibringen“. Es braucht die Erfahrung, Einfluss nehmen und wirksam sein zu können – und ein Recht darauf zu haben!

Was sich ändert ist die Sensibilität für die Gefühle der Kinder.

Beziehungen zwischen Ungleichen stecken voller Tücken, wie das „Zweierlei Maß“. Was Erwachsene selbstverständlich für sich in Anspruch nehmen, gestehen sie Kindern nicht genauso selbstverständlich zu. (Ein Beispiel: *Wieso müssen Kinder mit der ganzen Gruppe Geburtstag feiern statt mit ihren Freundinnen und Freunden?* Ich persönliche feiere ungern mit all meinen Nachbarn.) „Zweierlei Maß“ durchzieht auch die Kommunikation: Wir kennen das: Es kommt nicht so sehr darauf an, *was* gesagt wird, sondern viel mehr darauf, *wer* es sagt – Lehrer oder Schüler, Vorgesetzte oder Untergebene. Entscheidend ist die Beziehung *in der Beziehung*.

Was sich ändert ist das Bemühen um Augenhöhe.

These 2:

Offene Arbeit verändert die Pädagogenrolle.

Wer vom Erleben der Kinder her schaut, sieht Dinge, die vorher unsichtbar waren. „Ich sehe was, was Du nicht siehst“ wird zu „Ich sehe was, was ich nicht sah...“, nämlich die Bedeutung, die das Handeln und Verhalten, das Reden und Tun der Erwachsenen für die Interaktion mit Kinder und in der Beziehung zu ihnen hat – und damit für ihre Entwicklung.

(Buchempfehlung: Mechthild Dörfler „Beziehung als Schlüssel zur Sprache“.)

Das Verhältnis von Pädagogen zu ihren „Zöglingen“ als eines von Lehrenden und Belehrteten ist offiziell abgeschafft. Doch so einfach geht das nicht, in den Köpfen lebt es weiter: Werte sollen vermittelt, Wissen beigebracht werden – jetzt „spielerisch“.

Alles verändert sich, wenn Pädagogen Bildung als Prozess des Kindes verstehen.

Dann treten sie in den Hintergrund und dominieren nicht länger das Geschehen.

Die Kinder sind die Hauptpersonen, sie gehen voran, wir folgen ihren Spuren.

Diese Sicht kann sich auf Erkenntnisse aus Frühpädagogik und Hirnforschung ebenso berufen, wie auf Erfahrungen in der eigenen Biografie.

Kinder kommen mit eingebautem Bildungsmotor auf die Welt und legen los.

Dabei folgen sie zwei Impulsen: Der eine richtet sich darauf, mit anderen Menschen verbunden zu sein. Von Beginn an knüpft das Kind Kontakte. Es kommuniziert mit seinen Mitteln – und es passt sich an. Der andere Impuls weist in die Gegenrichtung: Hänchen klein (Hanna auch) gehen auf Erkundungstour, testen ihre Fähigkeiten und Grenzen, erweitern sie, streben nach Selbstständigkeit („leine, leine“).

Beide Impulse gehören zum Entwicklungsprozess im Sinne wachsender Autonomie.

Darum geht es bei Bildung: Groß werden und das Leben eigenständig bewältigen.

Dafür förderliche Bedingungen zu schaffen ist Auftrag der Bildungseinrichtung Kita.

Zuweilen vergessen wir Erwachsenen das und konzentrieren uns *im Übermaß* auf den Schutz von Kindern und darauf, sie auf alle Eventualitäten des Lebens vorzubereiten.

Was wir dabei übersehen: Der Mut, sich in die Welt hinaus zu trauen und das eigene Leben in die eigene Hand zu nehmen, hat mit **Vertrauen in die eigene Kraft** zu tun.

Und das wächst allein aus der Erfahrung von **Gelingen aus eigener Kraft**.

Wir „Machthaber“ müssen uns also bei Fragen von Freiheit und Beschränkung, Rechten und Grenzen für Kinder darüber verständigen, welche ihrer Impulse wir unterstützen und welche Kompetenzen wir fördern wollen. Und vor allem: Warum? Es liegt in unserer Macht und damit in unserer Verantwortung.

Kinder kommen zu allen Zeiten mit den gleichen „Ausrüstungen“ in der Welt an. Doch wie sie sein und werden sollen (und mit welchen Methoden sie bearbeitet werden) unterscheidet sich – je nach herrschenden Interessen und Ideologien.

(Buchempfehlungen: Rudi Palla: „Die Kunst, Kinder zu kneten“ und Herbert Renz-Poster, „Menschenkinder – für eine artgerechte Erziehung“)

These 3:

Offene Arbeit verändert das Leben in der Kindertageseinrichtung.

„Das Tun der Kinder hat immer einen Sinn – für sie“, sagt Prof. Gerd Schäfer. Auch wenn sich uns Erwachsenen dieser Sinn nicht immer erschließt (und schon gar nicht auf Anhieb), so führt die Erkenntnis, dass dies der Motor kindlicher Entwicklung ist, dazu, diesem Motor freie Bahn zu verschaffen – im Rahmen dessen, was wir verantworten wollen. „Freie Bahn“ heißt eben nicht: Jeder macht, was er will.

Was sich verändert: Aus einem Haus für Kinder wird ein Haus der Kinder.

Kinder entscheiden über alles mit, was dieses Umfeld ausmacht, in dem sie einen großen Teil ihrer Lebenszeit verbringen (ob sie es wollen oder nicht). Kinder sind nicht freiwillig in der Kita, doch wir können ihnen die Chance bieten, hier Freiheit zu erleben und das Zusammenleben mit den anderen „Bewohnern“ zu gestalten. Hier gibt es Raum, Zeit und Möglichkeiten, über die Familien nicht verfügen. Also, fragen wir: *Was soll dieser Lebensraum aus Sicht der Kinder bieten? Wie wollen sie zusammen leben? Welche Ansprüche sollen die Erwachsenen erfüllen?*

In diesem Mini-Kosmos (weniger emotional „vermint“ als die Familie) bietet sich ein Übungsfeld für die Vertretung eigener Interessen, für Auseinandersetzungen und Lösung von Konflikten. Auch für Pädagogen ist es ein Übungsfeld, um die Balance zu finden zwischen vorgeben und loslassen. Sie müssen *unter sich* klären, welche Rechte sie Kindern zugestehen und welche nicht – und sie müssen das verantworten.

Pädagogik ist die Kunst, einen Rahmen zu schaffen, in dem Kinder sich entwickeln können, wie es ihnen entspricht und darauf zu vertrauen, dass sie ihren Weg finden. Einen Rahmen, in dem sie sich als Teil des Ganzen erleben, ihren Teil beitragen können und Anerkennung erfahren. Gerhard Regal, einer der Väter der Offenen Arbeit, nannte das einen „Gedeihraum für Glück“ – für alle, die dort leben. Gerald Hüther sagt: „Wir brauchen Gemeinschaften, deren Mitglieder einander einladen, ermutigen und inspirieren, über sich hinauszuwachsen.“ Darum geht's.

Offene Arbeit wirkt auf allen Ebenen der Organisation. Stichwort Personalführung: Hier ist die gleiche Kunst gefragt, nämlich einen Rahmen zu schaffen, in dem Entwicklung gedeihen kann. Wer auf Leitungsebene die Verantwortung trägt, sollte sich darin üben, Raum und Zeit für die Prozesse der Einzelnen und der Teams zu bieten – ohne auf Orientierungen zu verzichten.

Eine „beliebte Falle“: Es sollen Veränderungen *bei anderen* bewirkt werden und das möglichst bald. Ungeduld macht sich breit, wenn das nicht geschieht. Dabei sollten wir aus eigener Erfahrung wissen: Nichts hinderlicher als jemand, der fordert und drängelt, vor allem, wenn dieser „jemand“ in einer Machtposition ist.

Alles, was für Kinder gilt, gilt auch für uns Erwachsene. Ob im Blick auf Kinder oder Kolleginnen, eins sollten wir nie aus den Augen verlieren:

Wer etwas bewirken will, muss auf die eigene Wirkung achten.

These 4:

Bindung gehört in die Familie.

Bindung ist eine besonders feste, dauerhafte, weil emotional geprägte Beziehung. Kinder binden sich an ihre Eltern, an Großeltern, Geschwister, an alle, die Ihnen in ihren ersten Lebensjahren nahe sind. Sie können nicht anders, sie brauchen die Zugehörigkeit, die Zuwendung. Sie wollen geliebt werden – dafür tun sie (fast) alles. Kinder binden sich auch dann an ihre Eltern, wenn es ihnen nicht gut tut. Manche knabbern daran ein Leben lang. **Bindung ist nicht automatisch gut.**

Bindung und Entbindung – zwei Enden einer Nabelschnur...

Zu Beginn des Lebens ist Bindung eine unauflösbare Zweierbeziehung auf Zeit: Eine zu frühe Loslösung kostet das Kind das Leben. Wird die Mutter „entbunden“, bedeutet das (übersetzt): Sie wird von ihrem Kind befreit. Umgekehrt befreit sich das Kind aus der zunehmend drangvollen Enge.

Das Durchtrennen der Nabelschnur markiert das Ende der körperlichen Anbindung. An ihre Stelle tritt eine soziale Bindung und damit eine andere Form der Abhängigkeit. Das Überleben des Kindes hängt von der Fürsorge der Erwachsenen ab.

Da ist die Mutter, vertraute Person und natürliche Nahrungsquelle. Doch es geht auch ohne sie. Jahrhundertlang haben Ammen in wohlhabenden Kreisen und bei Hofe die Mutter ersetzt. Heute ermöglichen das moderne Babynahrung und Au-pairs. Da ist der Vater. Seine Rolle hat sich gewandelt. Heute haben wir es mit einem Typus zu tun, den es früher kaum gab: Ein Vater, der für seine Kinder da sein will, sich Zeit für sie nimmt, sich auf ihre Bedürfnisse einlässt, der Bindungen eingehen will. Glück hat das Kind, wenn es weitere Menschen gibt, die es willkommen heißen, sich ihm liebevoll zuwenden, sich kümmern und ihm weitere Schritte der (diesmal sozialen) Einbindung und Entbindung ermöglichen – seinem Tempo angemessen.

Wortvarianten rund um „Bindung“ oder „gebunden sein“ zeigen die Feinheiten von Sprache und Bedeutung: angebunden, festgebunden, fest gebunden, ungebunden, eingebunden, verbunden. Zwischen einem Verband und einer Verbindung bestehen ähnlich erhebliche Unterschiede wie zwischen einer unfreiwillig festen Bindung als Entführungsoffer und einer freiwillig festen Bindung in der Ehe. „Drum prüfe...“

Doch zurück zum Kind: Das Beste, was ihm passieren kann, ist, wenn es eingebunden wird und sich verbunden fühlen kann. Und wenn es losgebunden wird – in dem Maße, wie es selbst in die Unabhängigkeit strebt.

Die Bindungstheorie ist ideologisch geprägt.

Sie entstammt den 50er Jahren der westlichen Welt und ist nicht vom damals herrschenden Mutterbild zu trennen. Kategorisch hieß es: Das Kind gehört zur Mutter – mindestens in den ersten Lebensjahren. Mütter, die ihre Kinder in fremde Hände geben, sind „Rabenmütter“. Akzeptabel nur, wenn sie durch materielle Not dazu genötigt sind, als Kriegerwitwen oder weil „der Ernährer“ versagt.

Die Rabenmuttervorstellung bekam „Futter“ durch die Forschungen von John Bowlby. Dabei hatte er „eigentlich“ nur festgestellt, dass Kinder sich leichter auf die Herausforderungen der Welt einlassen, wenn sie bei ihren abenteuerlichen Ausflügen auf den sicheren Hafen einer vertrauten Person zurückgreifen können. Und das prägt. Doch „sicher“ ist nicht gleich „sicher“. Es werden Kategorien gebildet und beforscht: „Sichere“, „unsichere“ und „ambivalente“ Bindung lassen sich demnach noch am erwachsenen Bindungsverhalten feststellen. (Oder am Beziehungsverhalten...?) Wieder geht alles durcheinander. Sicher ist nur: Schuld ist immer die Mutter... Kein Wunder, wenn allein die Beziehung zwischen Mutter und Kind beforscht wurde.

Bindungsbedürfnisse in der Kita

In unserem Zusammenhang interessiert das Bindungsthema vor allem in Bezug auf den Übergang von der Familie in die Kita, also in der Anfangsphase.

Die Lösung von den Bindungspersonen fällt bekanntlich nicht nur dem Kind schwer. Beide Seiten leiden, besonders, wenn die Trennung abrupt vollzogen und der Schmerz ignoriert wird – was ursprünglich in Ost und West üblich war.

Die Wahrnehmung, welches Elend das bedeutet, inspirierte Kuno Beller (seinerzeit Professor für frühkindliche Forschungen an der FU Berlin) in den 80er Jahren zu einem Forschungsprojekt und zur Erprobung eines sanften Übergangs, den wir heute als „Eingewöhnungsmodell“ kennen und der allgemein als Qualitätsmerkmal gilt.

Das ist ohne Zweifel ein Gewinn. Zweifel habe ich allerdings, wenn ein festes Schema auf alle Kinder, Eltern und alle Situationen angewandt wird – statt zu differenzieren und auf die Signale des Kindes zu achten. Für manche Kinder sind die anderen Kinder oder die neue Umgebung von Beginn an so spannend, dass sie nicht an einem Ort und bei der ihnen zugewiesenen „Eingewöhnungserzieherin“ bleiben wollen.

Gute Erfahrungen gibt es auch mit dem gemeinsamen Einstieg mehrerer Kinder. (Siehe dazu: Anna Winner „Anfang gut? Alles besser!“)

Was Kinder brauchen, zeigen sie uns, alle, in jedem Alter.

These 5:

In der Kita müssen Kinder sich nicht binden.

Hier kommt es auf gute, also vertrauensvolle Beziehungen an.

Es *können* Bindungen entstehen, *müssen* es aber nicht, schon gar nicht lebenslang.

Die Chance der (offenen) Kita liegt gerade darin, dass die Kinder die Wahl haben und entscheiden können, zu wem sie sich hingezogen fühlen und zu wem nicht, mit wem sie ihre Zeit verbringen wollen und mit wem nicht. „Bezugspersonen“ finden sich im wechselseitigen Einvernehmen. Nicht nur Kinder, auch Eltern haben die Wahl.

Kontinuität ist kein Wert an sich. Die Kontinuität einer schlechten Beziehung schadet. Sie schafft ein Dauergefühl von Ausgeliefertsein. Wer an eine Erzieherin gebunden ist, die das Kind nicht mag (und die das Kind nicht mag), hat Pech: Es gibt kein Entkommen. Wir kennen das auch aus der Schule.

Freiwilligkeit der Beziehungen bedeutet nicht Beziehungslosigkeit. Im Gegenteil. Wer sich frei entscheiden kann, erlebt, was die Substanz einer guten Beziehung ausmacht: Vertrauen, wechselseitiges Interesse und Diskurs auf Augenhöhe. Beispiel Freundschaften. Manche halten lebenslang, andere begleiten uns in Phasen. Immer suchen wir uns bestimmte Menschen aus und diese uns. Wir fühlen uns zueinander hingezogen, fühlen uns miteinander wohl, freuen uns aufeinander. Freiwillige Beziehungen sind Ausdruck wechselseitiger Anziehung. Und: Sie können wieder gelöst werden, wenn es uns damit nicht mehr gut geht.

Freiwillige Beziehungen sind eine tragende Säule der Offenen Arbeit.

Das hängt auch mit dem Recht zusammen, „Nein“ zu sagen. Diese Fähigkeit zu entwickeln ist extrem wichtig, besonders gegenüber denjenigen, die stärker und mächtiger sind als man selbst – oder von denen man emotional abhängig ist.

Freiwillige Beziehungen – das bedeutet auch: Frei gewählte Kindergruppen.

Die Beziehungen unter Kindern sind mindestens so bedeutsam, wie die zwischen Kindern und Erwachsenen. Schon vom Babyalter an interessieren sich Kinder für andere Kinder, gehen in Kontakt, kopieren einander, stecken sich mit ihren Ideen an. Zunehmend entwickeln sie Vorlieben. Manche Kinder suchen morgens als erstes nach der Freundin, dem Freund, um sich dann gemeinsam ins Getümmel zu stürzen. Sie entscheiden sich für eine Aktivität, weil die Freundin dabei ist oder schlafen am liebsten nebeneinander ein. Nicht zu vergessen: Kinder kommunizieren miteinander über alle Sprachbarrieren hinweg. Auch das zeigt, welche Potenziale in den Beziehungen unter Kindern stecken. Sie lernen voneinander, nicht nur von uns. (Buch: Kornelia Schneider, Wiebke Wüstenberg: „Was wir gemeinsam alles können“)*

Also: Lassen wir die Bindungen in der Familie. Die Kita ist eine familienergänzende Einrichtung, keine Verlängerung von Familie. Erzieherinnen sind keine Ersatzmütter. Wenn Kinder zu ihnen Vertrauen fassen, ist das wunderbar und bietet die Chance für andere Beziehungserfahrung mit Erwachsenen.

Unter anderem hier stellt sich die Frage nach dem professionellen Selbstverständnis von Pädagogen, speziell in der Offenen Arbeit. Vielleicht gibt es Gelegenheit, dieser Frage in einer weiteren Veranstaltung nachzugehen.

Ich komme zum Schluss und fasse zusammen:

Der Kern der Offenen Arbeit ist das Wohlbefinden jedes Kindes. Daran orientiert sich pädagogisches Handeln. Das gilt für den alltäglichen Umgang mit den Kindern ebenso wie für strukturelle Veränderungen. Hintergrund ist nicht nur der Wunsch, es möge Kindern gut gehen, sondern auch das gewandelte Bildungsverständnis, das einen Zusammenhang zwischen den Gefühlen des Kindes und seiner Entwicklung herstellt. Wohlbefinden ist der „Mutterboden“. *„Wohlbefinden“ ist nicht identisch mit „Wohl des Kindes“, dem alle verpflichtet sind, die für Kinder Verantwortung tragen. Das „Wohl“ wird gern in die Zukunft verlagert (Vorbereitung auf...) und das aktuelle Wohlbefinden dafür geopfert. Wohlbefinden ist immer jetzt. Unwohlsein auch.*

Offene Arbeit ist ein Prozess der Erwachsenen. Offene Arbeit ist ein Teamprozess.

Wie jeder Prozess verläuft auch dieser nicht gradlinig, sondern in Kurven und Schleifen. Er braucht *seine Zeit*. Geduld und Zuversicht sind gefragt. Die Hauptsache ist, die Orientierung zu finden und den roten Faden zu halten.

Die Beziehungen zwischen Kindern und Erwachsenen werden neu justiert, die zwischen den Erwachsenen auch. Das sind die größten Herausforderungen, die sich im Prozess der Offenen Arbeit stellen. Es wird schwieriger, zu wissen, was „richtig“ ist. Es gilt, die Balance zu finden zwischen klarer Ansage und loslassen, jeden Tag, in jeder Situation. Niemand kann voraussagen, was passieren wird. Wir können nicht alles vorher „regeln“, das Leben steckt voller Überraschungen. Deshalb kommt es darauf an, die großen Linien zu klären, um im Einzelfall eigenständig handeln zu können.

Wer ins Offene segelt, braucht einen Kompass. Denn zuweilen verliert man im Nebel die Orientierung. Dann ist es gut, zu wissen, woher man kommt und wohin man will. Wichtig ist auch, Zwischenstation zu machen und Bilanz zu ziehen.

Wer „ins Offene denken“ und Neues erproben will, braucht Mut. Den kann man weder voraussetzen noch „beibringen“, es wächst im Erleben und Gelingen. „Beibringen“ kann man aber alles, was positive Erfahrungen begünstigt. So wie Beiboote dies bei Schiffen tun, die zu groß sind, um in den Hafen einzulaufen.

Nun werfe ich endlich Anker (um in Bild zu bleiben).

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.

Noch zwei Hinweise: Die meisten Zeichnungen, die Sie gesehen haben, stammen von Natascha Welz, genannt „Tasche“. Alle empfohlenen Bücher liegen hier aus.